

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



FELICITAS HOPPE

Die Nibelungen

Ein deutscher Stummfilm

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe
Erschienen bei S. FISCHER
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-032458-0

INHALT

Der Rhein

11

Pause

73

Die Donau

109

Pause

181

Die Klage

221

Abspann / Credits

249

DER RHEIN

Wie sich die Schätze zu Worms am Rhein versammeln

Sicher ist nur: Es gab eine Zeit, da gehörten alle Schätze der Welt einer Frau. Bis sie sich, ihrer überdrüssig, eines Tages auf und davon machten, sich an verschiedenen Orten versteckten und die Zauberer aller Länder bezahlten, um verzaubert und nicht gefunden zu werden. Wird der Zauber aber eines Tages gelöst, verwandelt sich der Schatz in natürliches Gold und kann nach Hause getragen werden.

Dort allerdings muss er gefüttert werden, sonst zerfällt er zu Asche oder wird jedenfalls krank oder entwischt und stellt sich am Wegrand auf, um sich seine Nahrung selbst zu erbetteln. Oder wird Söldner, zieht in den Krieg, verliert ein Bein und erscheint hässlich hinkend auf der nächstbesten Hochzeit, versetzt Braut und Gäste in Angst und Schrecken, trinkt, bis er ziemlich redselig wird und verrät, er sei in Wahrheit ein Schatz und seine Knochen aus purem Gold.

Der Bräutigam, in der Regel ein Offizier zweiter Klasse, schlägt ihm entschlossen den Kopf ab: Zwischen Kopf und Hals stecken drei goldene Münzen, heute kleinster Teil einer größeren Sammlung, die sich inzwischen im Museum für Gegenwartskunst in Basel befindet und für Besucher nicht zugänglich ist. Allerdings, so verriet mir einer der Wärter vertraulich, wäre es wohl besser gewesen, man hätte den Söldner lebendig gemästet, um ihn später, vor Publikum, festlich zu schlachten: Dann wäre er Rheingold gewesen.

Aber das Schatzwesen ist unberechenbar, mit eigenem Willen und Gedächtnis begabt, flüchtig und wechselhaft. Der Schatz spielt nämlich gern die dreizehnte Fee, lässt sich gern bitten, kommt nicht auf Bestellung, und bittet man ihn, kommt er immer zu spät, immer erst dann, wenn die Köpfe der Gäste schon auf der Tischplatte liegen. Denn der Schatz hat seinen eigenen Kopf und seine eigene Art, Geschäfte zu machen, mit der man nur mühsam ins Gespräch kommt. Und leider die Neigung, sich ständig zu trennen, sich unablässig weiter zu teilen, um überall und nirgends zu sein.

Früher sei das noch anders gewesen, die Schätze hätten sich nicht so herumgetrieben, seien einfach zu Hause geblieben. Nur einmal im Jahr, meistens im Sommer, sagte der Wärter, wenn die Tage länger und die Nächte schlafloser werden, bekamen sie Heimweh nach den anderen Schätzen, brachen aus allen Ländern der Welt auf und trafen sich alle an einem Ort, den keiner von ihnen preisgeben durfte. Sicher ist nur, es zog sie zum Rhein, in die Nähe von Worms, wo sie Jahr für Jahr, völlig unbehelligt, immer dasselbe Stück zur Aufführung brachten, immer wieder von vorn.

Zuschauer waren nicht zugelassen. Unermüdlich selbstbegeistert spielten die Schätze nur das, was sie waren, nicht, was andere sind. Nicht Könige, sondern Kronen, nicht Köpfe, sondern Helme, nicht Ritter, sondern Schwerter und Rüstung, nicht Finger, sondern Ringe, nicht den Hals, sondern seine Ketten, nicht Trinker, sondern den letzten Becher, nicht Fischer, sondern Angeln und Netze, nicht Schneider, sondern Schere und Nadel, nicht Baumeister, sondern Treppen und Brücken, nicht Priester, sondern Weihrauchfässer, nicht Präsidenten, sondern deren letzte Verfassung, nicht den Tod, sondern seine Sensen und Gärten.

Andere hatten sich ganz auf die Kleidung verlegt, auf Kostüme, Anzüge, Mäntel und Stiefel, auf Hauben und Bischofsmützen in Rot, auf verspätete Kragen mit Pelzbesatz (*Marke Guillotine*), auf Richterroben mit Beffchen, Uniformen mit seidenen Schleifen und Orden aller Klassen, goldene Fransen, die jeden Teppich zum Fliegen bringen. Wieder andere gaben Hausrat und Möbel, Throne und Betten unter Decken aus Samt, hohe Eichentische, durch die längst der Wurm und der Wind geht, unter Tüchern aus Leinen, auf denen schwere Bestecke liegen, Löffel aus angelaufenem Silber, Gabeln und Messer, die besonders schwierig zu spielen sind, weil unklar ist, welchem Zweck sie dienen: dem Essen oder dem Töten?

Am liebsten aber geben sie Wörter. Sätze dagegen nie, denn die Schätze, sagte der Wärter, sind durch und durch lyrisch gestimmt und unablässig damit beschäftigt, ihr Geheimnis immer vollkommener und ihre Auffindung damit völlig unmöglich zu machen. Nur sei ihr Erfindungsgeist gefährlich, denn möglich ist, dass sie sich eines Tages in eine rationale Zahl verwandeln oder womöglich in ein Gedicht, in ein einziges Wort, in eine einzige Silbe, die reine Formel, immer kleiner und kleiner, bis sie am Ende niemand mehr sieht und niemand versteht, nicht einmal sie selbst.

Weshalb eines Tages einer von ihnen, vermutlich der Algorithmus mit dem Spitznamen Goldene Dreizehn, das Spiel plötzlich satthatte, vielleicht weil er Angst hatte, ganz zu verschwinden. Möglich ist aber auch, dass er bloß neugierig war. Und so stahl er sich von der Truppe weg und machte sich, als Tourist verkleidet, auf den Weg nach Worms, um dort den Dom zu besichtigen; und wäre wohl unerkannt geblieben, hätte es nicht zu regnen begonnen und sein Leichtsinn ihn dazu verführt, vor dem Portal, auf der Treppe zum Dom, vor

Publikum seinen Schirm aufzuspannen, und der war innen ganz mit Gold ausgeschlagen.

Das konnte natürlich nicht unentdeckt bleiben. Erst einer, dann zwei, dann fünf, dann zehn, die Menge wuchs, wurde groß und bedrohlich, der Kreis immer enger, bis der Schatz sich vollkommen eingekellt fand. Für einen Schatz eine entsetzliche Lage, sagte der Wärter. Denn bestechen ließ sich die Menge nicht; schließlich war sie nicht auf den Schirm aus, sondern auf sein Geheimnis. Und so nahmen sie ihn entschlossen gefangen, sperrten ihn in einen Käfig und stellten ihn neben dem Dompportal aus.

So steht er jetzt da, der letzte Ketzer im Käfig, drei Tage, drei Nächte, im strömenden Regen und ganz ohne Schirm; denn den Schirm hatten die Wormser ihm weggenommen, um ihn gewinnbringend zu versteigern, was ihnen aber kein Geld einbrachte, denn unter dem Hammer des höchsten Gebots zerfiel er zu Asche, weil ihn vorher niemand gefüttert hatte. Was die Goldene Dreizehn betrifft, so schwieg sie in ihrem Käfig beharrlich und gab keinen der Brüder und Schwestern preis. Weder die Formel noch den heimlichen Ort ihres Spiels.

Kein einziges Wort kam ihr über die Lippen. Und so darf man wohl sagen, dass sie als Held starb und nicht als Verräter, wie man bis heute fälschlich behauptet. Vielleicht starb sie auch gar nicht, sondern magerte einfach bloß ab und schlüpfte im Morgengrauen des vierten Tages, als es endlich aufgehört hatte zu regnen, dünn wie sie jetzt war, durch die Käfiggitter, um sich fortan ihre Nahrung am Wegrand selbst zu erbetteln. Denn um Söldner zu werden, war sie zu schwach, man hätte sie umgehend ausgemustert.

Den leeren Käfig aber kann man noch heute auf dem Domplatz zu Worms bewundern, wo er längst Teil eines Stückes

geworden ist, das sich inzwischen wieder großer Beliebtheit erfreut. Alle Plätze im Voraus verkauft, unbezahlbar bis in die hinteren Ränge, noch die Stehplätze werden heftig umkämpft. Sicher ist nur, dass niemand weiß, wer die Darsteller sind, weil Schätze begnadete Falschmünzer sind und ihre Zuschauer gern aus der Ferne foppen, indem sie Münzen mit Kronen in Umlauf bringen, deren Könige niemals an die Macht kommen werden.

Das Programmbuch behauptet das Gegenteil, allein durch sein Gewicht. Denn es wird jedes Jahr dicker, unaufhörlich dehnt es sich aus und wächst, bis es kaum noch zu bändigen ist; weshalb am Ende des Stückes, wenn alle tot sind und auf der Bühne nicht Sieger, nur deren Köpfe noch liegen, der Regisseur an die Rampe tritt und mit großer Geste unter Applaus das Buch in den Rhein wirft. So treibt es jetzt langsam von Worms rheinabwärts, bis die kräftigen Mündungsarme des Flusses in den Niederlanden die Nordsee erreichen, wo sich das Buch, kurz hinter Isenstein, für immer aus unseren Augen verliert, um sich im Land der Nibelungen, endlich erschöpft, zum Schlafen zu legen.

Wie Siegfried am Hof zu Worms erscheint

Und jetzt darf endlich der Held auf die Bühne, den das Publikum auf Jahre im Voraus gebucht hat. Der Jubel ist groß, denn man erkennt Siegfried sofort, obwohl er dunkelhaarig und klein ist. Man sieht ihm förmlich beim Wachsen zu und wie sein Haar dabei immer heller wird, bis es sich, jetzt schon beinahe blond, vor lauter Eifer und Tatkraft, Stufe für Stufe zum Dom hinauf, in steile goldene Locken legt. Dazu passend die Augen: Drachenaugen, tiefblau das eine, hellgrün das andere, fast so grün wie sein Jagdkostüm. Eindeutig Sohn eines Königs aus Xanten, der selbst niemals ein König sein wird, weil er die Jagd dem Regieren vorzieht, immer Angriff und Schwert. Der Jäger wächst, und die Könige schrumpfen.

Höchste Zeit also, dass ihm jemand zu tun gibt. Nur wer? Und was? Ist nicht schon alles getan? Hat er nicht längst den Drachen erschlagen, ihm die Augen genommen, in seinem Blut gebadet, mit einem Lindenblatt sein Schicksal besiegelt, zwei Könige, vierzehn Riesen erschlagen und Hunderte von den Nibelungen? Nicht zu reden von einem Zwerg namens Zorn, den er eigenhändig gehäutet hat, um sich unter der geliehenen Haut kurzfristig zum Verschwinden zu bringen.

Wenn die Bühne sich dreht, und sie dreht sich andauernd, erscheint eine Höhle, wo, trotz der Hitze in ein Schaffell gehüllt und den Kopf unter einer roten Mütze, die, mehr Sack als Mütze, kaum die Augen frei gibt, Zwerg Zorn für

die nächsten vier bis fünf Stunden (je nachdem, wie lange das Stück sich noch hinzieht) damit beschäftigt sein wird, im Schein seiner beweglichen Bergmannslaterne Münzen auf kleine Haufen zu schichten und immer wieder von vorn zu polieren. Dabei murmelt er Zahlen, vielleicht auch Wörter, leise gekrächzt, womöglich gereimt, Buchhaltung wahrscheinlich, die niemand versteht, nicht einmal die in den vorderen Reihen. Nur hin und wieder, wenn er den Kopf hebt und die Mütze nach oben schiebt, um sich über die Augen zu wischen, denn die Arbeit ist mühsam (ein deutsches Gewitter liegt in der Luft), schnappt man hier und da ein paar Reimwörter auf: Mütze und schütze, Gold auf rollt, Drachen und wachen, Herd auf Schwert, Not auf Tod und Sage auf Klage.

Wer ein Opernglas hat, kann im Hintergrund, also dort, wo das bloße Auge nicht hinreicht, auf einer Stange einen graubraunen Falken entdecken, der mit knapper Not einem Albtraum entronnen ist: Das Gefieder gerupft und die Augen trüb, wirkt der Falke leblos, wie ausgestopft. Aber hin und wieder erhebt sich Zwerg Zorn und wirft ihm unter scharfen Kommandos ein paar Münzen zu. Der Vogel versucht, sie mit dem Schnabel zu haschen, aber das Kunststück gelingt nicht, immer fallen die Münzen daneben. Fluchend erhebt sich der Zwerg, sammelt sie auf und beginnt, sie wieder von vorn zu polieren.

Auf den Falken kommen wir später zurück. Denn bevor uns jetzt dieser heulende Zorn in eine Erzählung verschlägt, die nicht Teil der Heldenerzählung ist, sondern Teil der Geschichte der Bergarbeiter und Söldner, der Schatzgräber und ärmlichen Knochenverwalter, einer Geschichte, die sicher ergreifend wäre, aber nicht dem Charakter des Abends entspricht, dreht sich die Drehbühne weiter, um den

Widersacher ins Spiel zu bringen, den die Zuschauer mit großem Applaus empfangen, denn heute Abend sieht Hagen besonders schön aus.

Nicht dass er sich etwa verändert hätte, er ist ganz der Alte, denn er hat gar kein Alter. Nur sein Haar wird jedes Jahr dünner und seine Stirn etwas höher. Übrigens eine schöne Stirn, die hohe Stirn eines alterslosen Bestatters mit sehr viel Erfahrung, der seine Lehrjahre irgendwo im europäischen Ausland verbracht hat; eine Stirn, hinter der nicht gegrübelt wird, weil Hagen sich auskennt und weiß, was zu tun ist, wenn alle anderen noch mit Klagen beschäftigt sind. Weshalb diese Stirn fast Zuversicht ausstrahlt, einen unaufdringlichen Glanz, in dem sich das Publikum gerne spiegelt, weil der Widersacher ihm seit Jahren treu bleibt.

Die verlässlichste Figur in der ganzen Geschichte, ein Mann wie ein Pfosten: nicht zu ermüden, nicht zu betrügen, lässt sich nicht täuschen, zu nichts überreden, ist nicht zu bestechen, unmöglich zu rühren, dient nur sich selbst und jener Kraft, die ihm erlaubt, jederzeit ohne Schlaf auszukommen. Der hat keinen Schlaf, keine Träume, hat nichts zu besprechen, nichts zu bereden, schmiedet Tag und Nacht Pläne und schreitet zur Tat.

Kein Zweifel, das Publikum liebt ihn. Denn nicht der Töter des Drachens, nicht der Bärenjäger und Zwergenhäuter, nicht der Besitzer des größten Schatzes der Welt, den niemand jemals zu heben imstande sein wird, sondern sein Mörder, der Schatzvernichter, ist sein heimlicher Held, der jetzt so lässig nach vorn an die Rampe tritt. Er muss nicht einmal die Stimme heben, denn der Widersacher wird niemals laut, er wird grundsätzlich leiser; fast flüstert er schon, doch man versteht jedes Wort. Noch auf den hinteren Rängen begreift man sofort, dass dieser Mann einen Auftrag hat.

Und es wird still. Sogar Siegfried verstummt. Während Hagen sich langsam umdreht, die drei gastlich schrumpfenden Könige Gunther, Gernot und Giselher (die übrigens Kellnerkostüme tragen) so entschieden wie sanft auf die Seite schiebt, um endlich den Jäger zu begrüßen, indem er flüchtig, wie nebenbei, die linke Hand hebt. Eine Art leises Winken, aus einer anderen Zeit, in eine andere Welt, bevor er leise und freundlich, fast nachsichtig sagt: Gebt dem Jungen ein Schiff!

Wie Siegfried den doppelten Hochzeitseiner besteigt

Ja, gebt mir ein Schiff! Am besten den doppelten Hochzeitseiner, um für uns beide auf einmal zu werben: um Brunhild für Gunther und um Kriemhild für mich. Lasst mich in Siegfrieds Drachenhaut schlüpfen, damit ich unterwegs endlich wachsen kann, damit ich mich endlich ins Ruder lege, um mich der Truppe noch anzuschließen, anstatt mich einfach so treiben zu lassen, flussabwärts von Basel in Richtung Worms. Doch vermutlich bin ich spät dran, denn die Truppe ist längst unterwegs, längst vorbei an den Niederlanden, auf dem Weg in die Nordsee und von dort aus weiter nach Isenstein, weil König Gunther sich das so in den Kopf gesetzt hat.

Fährmann, bring mich nach Worms! Aber kein Fährmann

in Sicht. Der Fluss ist die Fähre, und ich bin der Fährmann, obwohl ich die Hand nicht vor Augen sehe. Ich lausche den leisen Schlägen der Ruder, die ich ins trübe Rheinwasser tauche; ein Wasser, das dunkle Befehle erteilt und ungeteilten Gehorsam verlangt: Ruder links, Ruder rechts, die Hand an die Riemen, die Schmerzen vergessen, die schwieligen Finger, das taube Herz, den Kater von gestern, den steifen Hals und das klopfende Knie.

Vergiss das Museum für Gegenwartskunst! Vergiss deinen Hunger und, weit schlimmer, den Durst. Auf deinen Durst kommen wir in der Pause zurück. Bis dahin leg dir einen Stein unter die Zunge, der führt auch Wasser. Aber hörst du mir überhaupt zu? Ja, Vater Rhein, ich höre dir zu, nur kann ich in kein Gespräch mit dir eintreten, weil ich die Königin sonst aus Augen verlöre, die Einzige, die mich am Leben erhält, weil sie mir, dem Nichtschwimmer, alles zugleich ist: Schutz und Schirm gegen Wind und Wetter, die Einzige, die mir sagen kann, wohin ich tatsächlich unterwegs bin.

Denn unsere Herzen schlagen im selben Takt, obwohl ich sie nie gesehen habe, während du jeden Tag die Ehre hast, an ihren hohen Fenstern vorbeizufließen. Für den Fall, dass sie einmal ans Fenster tritt, winkt sie dir vielleicht sogar zu, von oben nach unten, aus einer anderen Zeit, aus einer anderen Welt. Wärest du kein Fluss, sondern ein See, dann könntest du sie in Ruhe betrachten. Auch sie könnte dich in Ruhe betrachten, ihr könntet euch gegenseitig betrachten und dabei langsam in ein Gedicht verwandeln. Aber weil du ein Fluss bist und weitermusst, hast du die Königin vermutlich niemals gesehen, du weißt also gar nicht, wie schön sie ist. Denn in Wahrheit interessiert sie dich gar nicht, weil du ins Meer münden willst, um zu einer anderen Königin überzusetzen, die Gunther sich in den Kopf gesetzt hat.